

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Was war das? — War das ein Traum? — Eine Vision?

Sie taumelte nach der nächsten Bank und stürzte vor dem Sitz in die Knie, daß die spitzen Steine sie wund stießen. Sie war einer Ohnmacht nahe und versuchte, sich aufzurichten. Langsam glitt sie auf den Sitz und schloß die Augen.

So fand sie nach einer Stunde Waldemar.

Er sah ihr verstörtes Gesicht, das verwirrte Haar, einen Blutstropfen an Saum ihres Kleides und bestürmte sie mit angstvollen Fragen.

Sie schüttelte nur den Kopf. Ihr Blick war gebrochen, der Körper fast leblos.

„Susi, was ist dir?“ schrie der Bruder auf. „Ich hole Hilfe.“

Da kam wieder Leben in die bleiche Gestalt. In einer furchtbaren Angst hielt sie ihn am Arm fest.

„Bleib!“ hauchte sie.

Er streichelte sie über die Stirn und rieb ihre blutleeren Hände.

Den Blick ins Leere, zeigte sie nach ihrem Hals. Leise sagte sie:

„Dort — Walbi — was ist dort?“

Ihre Stimme bebte, als wenn ein Schreck darin nachzitterte.

Waldemar sah das Medaillon und verjäherte sich.

„Kind! Woher hast du das? — Onkel Eberhards Anker?“

Susanne sah den Bruder an und schrak zusammen. Ihr kam es wie eine ferne Erinnerung.

„Susi — ich denke, Vater hat uns das alles abgenommen, damals, vor — vor — acht, neun Jahren? Meine Strawattennadel, Evis Kreuz, Muttis Brosche — alles, was Eberhards blauer Anker trug. Und du? — Woher hast du das, Kind?“

Da wachte das Mädchen aus der Startheit auf. Sie flüsterte:

„Was denn? — Ich habe es zurückgenommen, heimlich, und die ganzen Jahre versteckt. Jetzt, wo Papa weg ist, dachte ich —“

„Ja, Vater — er wollte nicht erinnert sein an das Unglück damals, dein Ueberfall an der russischen Grenze, der ihn beinahe das Leben gekostet hätte. Er hat lange an dem Elend getragen.“

Dann erzählte Susanne von der Begegnung mit Erich. Die Geschwister sahen sich ratlos an.

„Weibe noch ein paar Augenblicke hier, Susi. Ich muß Erich sprechen.“

Er ging so schnell er konnte zurück und klopfte am Gartenpavillon an. Es öffnete niemand. Er drückte die Klinke. Die Tür war offen.

„Erich!“

Keine Antwort. Er eilte die Treppe hinauf.

Auf dem Tisch im Wohnzimmer lag ein Brief mit seiner Adresse. Waldemar riß ihn auf.

„Leben Sie alle wohl! Und Verzeihung! Erich Wölflin.“

Waldemar sah das Blatt in seiner Hand zittern. Die Schriftzüge verschwammen vor seinen Augen.

„Das ist ja Wahnsinn!“ stöhnte er auf. „Seller Wahnsinn! Erich, was ist dir geschehen?“

Mit schweren Schritten lehrte er zu Susanne zurück.

Sie starrte die Schriftzüge an.

„Schweating, liebes — wir stehen vor einem dunklen Rätsel.“

Sie überlegten hin und her und kamen zu keinem Schluß. Nur das eine nahmen sie sich vor: Mutter darf nichts wissen!

„Wir müssen sie belügen, Susi — Herr Wölflin mußte plötzlich abreisen.“

### 29. Kapitel.

Ein kleines Seebad an der englischen Küste in der Hochsaison, Mitte Juli.

Hier sah Lotte Wölflin seit vierzehn Tagen mit der Familie des Professors Gaston Merville von der Mar-seiller Handelsakademie, bei dem sie schon im vorigen Sommer auf ihrer Studienreise mit Ilse Ladenburg die großzügigste Aufnahme gefunden hatte.

Es wehte ein weicher Wind von der blauen See herüber. Lotte las im Strandkorb ein englisches Buch. Ihr gegenüber Luise Bernken, eine kleine, zierliche Lehrerin aus Hamburg, die an der englischen Küste ihre Ferien verbrachte. Die jungen Mädchen hatten sich bald eng befreundet. Im Sande lang ausgestreckt Miß Mary Storton von Leicester, ebenfalls Kollegin, die Tochter eines kleinen Baumwollfabrikanten, ein nettes Wesen.

In acht Tagen wollten Mervilles abreisen, ebenso Miß Storton. Die derbe Engländerin richtete sich etwas nach.

„Noch einmal, Kinder — kommt noch acht Tage mit mir ins Land. Ihr müßt euch doch wenigstens London ansehen und das Shipperenglisch anhören. Da werdet ihr erst richtig erkennen, wie fein euer Idiom geworden ist. Onkel Bobby, bei dem ich ja immer meinen Ferienrest verbringe, hat ein prächtiges Landhaus vor London, Platz für eine ganze Corporalschaft. Ein brillanter Mann, echter Deutschenfreund, weil er fast nur mit Hamburg handelt. Seine Frau, Luise, ist selbst Hamburgerin. Ihr werdet euch wohl fühlen. Ich werde Bobby noch heute schreiben — soll ich?“

Die Mädchen hielten Rat und sagten freudig ja.

Acht Tage darauf fuhren Mervilles zu Schiff ostwärts

nach Calais, das kollegiale Dreigespann mit der Bahn nach London.

Bei Mr. Porten fanden sie wirklich ein ausgezeichnetes Heim. Es war ein sehr vornehmes Haus. Hier lernten sie die abgeschlossene Wohnweise und die eigentümliche Lebensart des Briten an der Quelle kennen. Die Hausfrau, ebenfalls Engländerin, wenn auch in Hamburg geboren und erzogen, war eine reizende hellblonde Erscheinung von etwa vierzig Jahren. Ihre beiden Söhne, der eine ein sehr selbstbewußter Bankvolontär, der andere noch Handelschüler, waren ein paar gefällige, gewedte Jungen und nahmen die Gelegenheit, mit den deutschen Mädchen ein gutes Französisch sprechen zu können, emsig wahr. Das machte einen wohlthuenden Eindruck gegenüber den andern Britenjungen, die im Hause aus und ein gingen und die Nase über alles Nichtenglische zu rümpfen gewöhnt waren.

Die acht Tage vergingen schnell. Als Luise Wernken sich zur Abreise rüstete und Mistreß Porten hörte, daß Lotte Wöflin nicht gebunden war, drang die freundliche Frau in Lotte, dazubleiben. Mr. Porten mußte in der zweiten Augustwoche nach Hamburg und würde sie dann mitnehmen. Lotte schwankte, aber die kleine Wernken redete ihr eifrig zu.

Ihr war ja alles gleich. War sie doch nur ein haltloser Fretfahrer ohne Heimat, ohne Zweck und Ziel.

„Und in Hamburg mich nicht vergessen! Hier — meine Adresse.“

So entschied sich Lotte zu bleiben.

Am Ultimo kam Harry Porten von seiner Bank mit großer Verspätung atemlos nach Hause.

„Krieg auf dem Kontinent! Rußland und Frankreich gegen das Deutsche Reich!“

Gleich darauf langte Mr. Porten an, die Stirn in Falten, das graue Auge finster.

„Das Entsetzliche — jetzt ist es da! Krieg! Ganz London hallt von dem Rufe wider. Sind die Menschen verrückt geworden?“

Seine Handelsbeziehungen gingen zu drei Vierteln nach Hamburg. Das war ein Schlag für den Mann.

In das friedliche Gartenhaus war von den Händeln der Mächte nur wenig gedrungen. Man sprach in Gegenwart der Damen fast nie oder nur ganz flüchtig von Politik. Da wirkte der Kriegsruß um so niederschmetternder. Jetzt wurde es auch in dem stillen Vorort unruhig. In den Blättern spitzten sich die Nachrichten immer mehr zu. Eine Meldung jagte die andre. In zwei Zeilen las man drei Widersprüche. Alle Logik war aus den Spalten der Zeitungen verschwunden. Nur die Leidenschaft leuchtete aus der Druckerwärme. Die Extrablätter besäten die Straßen.

„Die Deutschen sind in Belgien eingebrochen!“

„Die Deutschen gehen nach Lüttich!“

Jetzt betäubte ein vernichtender Knall alles.

England erklärte Deutschland den Krieg!

Lotte Wöflin bekam erst allmählich einen Begriff von der Wirklichkeit. Aber nun verlor sie fast den Verstand. Nun war sie in Feindesland. Plötzlich — über Nacht! So viel wußte sie vom deutschen Soldatenwesen, daß Erich einer der ersten war, der mitmußte. Vor vier Jahren hatte er sein Jahr neben Gerhard bei den Pionieren abgedient.

Es schrie in ihr auf. Seit ihrer Flucht kein Lebenszeichen von ihm! Und sie allein war schuld daran.

Die ganzen Wochen und Monate, in denen sie vor sich selber auf der Flucht gewesen war, die Gedanken in einen Nebel gehüllt, hatte sie nicht ein einziges Mal irgendeine Konsequenz aus ihrer Flucht gezogen. Es graute sie, daran zu denken. Dort, weit in der Ferne, hatte sie die Grenze der Heimat winken sehen. Aber über die Grenzpfähle grünte es ihr entgegen, Scham und Schmach. Jetzt ordnete sich mit einem Schlage die Wirrnis ihrer Gedanken. Sie kannte nur noch einen Trieb: Heimwärts um jeden Preis!

Zuerst nach der Stadt, Näheres zu hören.

„Nein, gnädiges Fräulein,“ sagte Harry Porten, „Sie dürfen nicht allein nach der City. Ich werde Sie begleiten müssen. Erlauben Sie mir das. Es ist ja entsetzlich in den Straßen. Alles gegen die Deutschen. Die Menschen sind in einer Stunde alle wahnsinnig geworden!“

Sie dankte dem jungen Manne und eilte mit ihm fort. Das Automobil fuhr mit einer Schnelligkeit, die in anderen Zeiten ein Verbrechen gewesen wäre. Es schien alles elektrifiziert. Die Fahrt durch die schmutzigen Straßen der Vorstädte war fürchterlich. Ihr deutsches Ohr hörte aus tausend

und abertausend Mäulern, nein, aus verzerrten, zähnefleischenden Mäulern, die ein viehisches Wesen bekamen, die rohesten Schmähungen gegen das Deutsche Reich, gegen den Kaiser, ihren Landesherrn, gegen das verbündete Oesterreich. In der City stiegen sie aus, weil der Wagen in dem Gedränge nicht mehr vorwärts kam.

Die ganze Gegend brodelte wie ein Hexenkessel. Entsetzliche Vorwürfe gegen die barbarischen Grausamkeiten der deutschen Heere, die Lotte für unmöglich hielt, schlugen an ihr Ohr. In dem johlenden, wüsten Chaos verstand sie das meiste nicht. Endlich sah Harry Porten sie unter den Arm und bog in eine Nebenstraße ein.

„Das ist ja unmöglich für Sie, gnädiges Fräulein! Wir wollen zurückkehren.“

Sie folgte willenlos. Sie war gebrochen an Leib und Seele, als hätte man sie körperlich mißhandelt.

„Weh' dir, daß du eine Deutsche bist in diesem wahnwitzigen Lande!“ sagte eine fremde Stimme zu ihr.

„Ja, weh' mir!“ murmelte sie bitter lachend.

Sie hielt sich die nächsten Tage zu Hause.

„Man wird Sie schlagen, wenn man Ihre Nationalität erkennt!“ warnte Mr. Porten. „Ich kenne diese Gentlemen, meine Landsleute. Sie können häßlich gemein werden, wenn sie die Besinnung verlieren. Und die verlieren sie immer, wenn das Geschäft gestört wird. Man muß sich schämen!“

Als sich die größten Stürme der britanischen Leidenschaften etwas gelegt hatten, fuhr Lotte mit Mr. Porten noch einmal nach London.

„Abreisen? — Ein Schiff? — Unmöglich! Sie müssen jetzt aushalten wie alle andern, die hier vom Kriege übertrahst wurden. Jetzt sind Sie meine Gefangene, mein gnädiges Fräulein. In meinen Mauern finden Sie jeden Schutz. Sie kennen unsern Spruch, das Beste, was wir hier auf der Insel haben: Mein Haus — meine Burg!“

Schaudernd fuhr Lotte durch die Straßen.

An den Buchhandlungen hingen gräßliche Bilder aus, unflätige Karikaturen ihrer Landsleute. Deutsche Soldaten mit roten Nasen, Flaschen mit Bier und Schnaps am Säbelgurt, betrunken zur Front taumelnd, wo ihnen die betrunkenen Kameraden mit grinsenden Gesichtern zuwinkten. Kaiser Wilhelm mit verzerrten, lächerlichen Zügen, auf jeder Schnurrbartspitze ein paar Hochländer, auf dem Kopf einen zerbeulten Napoleonshut, von einer englischen Faust, die eine Schappfeise umklammert, eingehauen. Der Kronprinz mit verweintem Kindergesicht auf einem Steckenpferd, in der Rechten einen zerrissenen Tennisschläger.

Und so ging es die Straßen entlang. Wohin man sah, Hohn und Spott gegen die blutsverwandte Nation auf dem Kontinent.

(Fortsetzung folgt.)

## Entel der Unsterblichen.

Skizze aus der Kriegszeit von Grete Massé (Hamburg).

Vom Wiebelzimmer des Häuschens, dessen oberstes Stockwerk sie bewohnte, indes in den unteren Räumen Marie Luise, die nun auch schon eine alte Frau und Großmutter geworden, lebte, konnte sie hinaufsehen zu dem Park, in dem die Bäume rauschten am Goethes Gartenhaus, in dem jeder Weg geweißt war durch die Schritte der Großen von Weimar, die einst darüber hingewandelt und die nun alle, alle schon so lange die kühle Erde bedeckte. Vor mehreren Jahren noch war sie manchesmal an den Ufern der Alm entlang geschritten, an denen die Weiden sich mit tief herabhängenden Zweigen hinab zu dem nur leicht bewegten, kaum merklich zitternden Wasserspiegel neigten. An guten Tagen war sie auch manchmal noch ein Stückchen unter den schattigen breitstämmigen Bäumen der Allee, die zum Schlößchen Belvedere hinführt, gewandelt — nun aber verließ sie das Haus nicht mehr. Die Füße waren alt geworden und schwach. Sie konnten die Gestalt, so zart, gebrechlich und schattenhaft sie auch war, nicht weit mehr tragen, höchstens an den Sonntagen, indes der Rückstoß auf jeder Stufe neben ihnen klapperte, die Treppen hinab in die Stuben, in denen Marie Luise, die Frau ihres nun schon lange verstorbenen Sohnes Ulrich von Schacht, aber mühsame wertvolle Stidereien gebeugt, die Tage verträumte.

Sie hatte nie etwas wissen wollen von der häßlichen nächsten Gegenwart. Immer, immer, auch als sie noch jung und blühend war, waren ihre Augen rückwärts gewandt in die herrliche Vergangenheit, in der Weimars Glanzzeit gewesen. Mit dem Leben der Großen, deren Tage sich abgespielt in den schlichten Straßen Alt-Weimars, in seinem Schlosse, seinen Parks, seinen Alleen, dem nahen Tiefurt, war ihr innerstes Leben tief verwurzelt. In ihrem Kreise hatten ihre Väter Heimatsrecht gehabt,

Am Hofe der Herzogin Anna Amalia und Karl Augusts waren die Frauen ihres Geschlechts ein- und ausgegangen. Zu Goethe, zu Herder, zu Wieland, zu Jakob Reinhold Lenz, zu Corona Schröter, zu Jagemann, zu Bus Alexander Wolf, zu Ottilie von Goethe hatten sie in näheren oder weiteren, immer aber freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Gespräche, Anketten, Bilder und Briefe waren als heiliges Vermächtnis auf sie übergegangen. Die hatte sie gehütet in verschlossenen, ineinander verknüpften Kassetten. Nur in ihrem Zimmer, an dessen Wänden die Schattenrisse Charlotte von Steins, des Herzogs paares, Goethes und der anderen Unsterblichen von Weimar hingen, war sie recht daheim. Da stand um sie herum die Vergangenheit und sprach zu ihr. Was war alle Gegenwart gegen jene Zeit, in der von dem feinen simplen Städchen aus sich in Wahrheit erst der Glanz adeligsten Geisteslebens über deutsche Lande gebreitet? Die große Zeit, sie war dahin. Warum mühte sie, die fast schon Schatten war, noch atmen in Tagen, die nächtlich waren und arm, ohne Hochschönung und ohne inneres Leuchten, ohne Tiefe und ohne Andacht?

Und doch kam sie noch einmal heraus aus ihrem dämmererfüllten Zimmer, tastete sich hinunter in Marie Luisens Stuben und saß dort am Fenster, vor dem sich die Straßen verzweigten. Mit weitgeöffneten, stauenden Augen, die allein jung geblieben in dem welfen faltigen Gesicht, saß sie da und schaute hinaus. In ihrem dunkelbraunen Kleide, in der Unbeweglichkeit ihrer Haltung erschien sie wie eine vom Alter gedunkelte Holzstatue in Altarmischen. Man wußte nicht, war das Leben in ihr erloschen oder sammelte es sich intensiv im stauenden Blick der stillen Augen, die schauten, schauten und nicht müde wurden. War das ein Traum, was sich da vor ihr entfaltete? War es Wirklichkeit?

Kirrend kam es die Straßen Alt-Weimars entlang geschritten, Regiment um Regiment marschierte vorbei. Das ging immer im gleichen Schritt und Tritt, das waren tausend, tausend Füße und hatten doch einen Takt; das waren tausend, tausend Herzen und hatten doch einen Schlag; das waren tausend, tausend Menschen und hatten doch ein Ziel; das waren tausend, tausend Seelen und hatten doch nur ein Lied:

„Ihr woll'n wir tren ergeben sein,  
Treu bis in den Tod,  
Ihr woll'n wir unser Leben weih'n,  
Der Flagge Schwarz-Weiß-Rot.“

Sie sagte nichts und sie fragte nicht: „Was ist geschehen? Warum marschieren die Soldaten, warum starrt rings die Welt von Eisen und Waffen? Stumm, in sich zusammengekauert, saß sie in ihrem Lehnstuhl, wenn sich Freunde, Nachbarn, Verwandte um Marie Luise sammelten und in den kleinen Stuben stürzten von dem großen Krieg, in dem Deutschland mit seinem Bundesvolf den Selbstkampf bestand gegen sieben Feinde. War sie nicht mehr fähig, zu erfassen, was jetzt geschah, sie, die doch immer lebhaften und regamen Geistes geblieben?

In einem goldenen Spätherbsttag trug man einen jungen schwerverwundeten Soldaten in Marie Luisens Schlafzimmer in das breite Himmelbett. Er hatte ins Lazarett sollen, aber Marie Luise war nicht müde geworden zu sehen, daß man ihr den Enkel ihrer alten verstorbenen Herzensfreundin Cornelia Werth ins Haus gebe, damit sie ihn gesund pflege. Und Alt-Weimars Lazarett waren überfüllt von Verwundeten, die geblutet auf den Kampfstätten in Ost und West. Schmerzenslager stand dort neben Schmerzenslager, Ärzte und Helferinnen reichten nicht aus, alle Dienste zu tun, allen Leidenden Hilfe zu bringen. Der junge Werth, er mochte nur genesen in dem alten Haus, dessen Atmosphäre noch gesättigt war vom Atem der Goethezeit.

Aber zu tief ins edelste Herz, ins innerste Leben war die Kugel gegangen. Zu tief schon hatten die jungen Augen in das Geheimnis des Todes geschaut, um noch sehend zu werden für das Leben. Mit Fieberrosen auf den Wangen, die großen Augen voll unirdischen und weißlichen Glanzes, wie ein junger hingestreckter Kriegsgott lag er da, als wollte er mit jeder Stunde weiter ins Leben blühen. Sie alle, die ihn pflegten mit nie ermüdender, geduldiger Aufopferung glaubten es. Die alte Frau im Sessel aber wußte es: so glüht und blüht nur, was sich zu Tode glüht und blüht.

Und still, ohne Seufzer und ohne Laut, aufrecht wie ein Soldat, ging er durchs Tor, das Tod und Leben trennt.

Die alte Uhr tickte, die Vorhänge bewegten sich leise im Windhauch, der durch ein offenes Fenster kam, die dunkelroten Astern in den Vasen leuchteten nur und dufteten nicht.

Sie sah, wie die junge Gestalt sich streckte, wie Schatten erschienen um den Mund, wie die verkrampten Finger sich lösten, die nichts mehr festhalten konnten.

Da redete sie sich hoch aus ihrem Sessel und nahm den Krüdstock und tastete sich zu ihm.

Lange stand sie und sah schweigend zu ihm hinab. Dann legte sie in seine Hände, was sie alle Tage wie ihr Heiligstes gehütet: Ein Zweiglein vergoldeter Lorbeerblätter aus einem Kranze, den einst die Herzogin Luise Goethen aufs Haupt gedrückt.

„Ihr seid wie jene waren!“ flüsterte sie. „Ihr Entel der Unsterblichen seid wert, daß euch ihr Vorbeer trinkt.“

## Augenblicksaufnahmen aus militärischen Reisen in der Türkei.

Der bayerische Major Franz Carl Endres war bis zu seiner schweren Erkrankung Generalstabschef der ersten, von Liman v. Sanders befehligten türkischen Armee. Während seiner militärischen Wirksamkeit in der Türkei hatte er Veranlassung zu weiten Reisen, durch die er Land und Leute in den verschiedensten Teilen des Reiches kennen lernte. Und nun veröffentlicht er aus der Fülle von Bildern, die diese Reisen ihm vermittelt haben, in dem demnächst erscheinenden neuen Hefte der „Süddeutschen Monatshefte“, das ganz dem Balkan und der Türkei gewidmet ist, ein paar Augenblicksaufnahmen — schnelle, flüchtige Bilder, die doch oft weite Fernblicke eröffnen.

### Hindenburg in Kleinasien.

Der Wagen des deutschen Offiziers bahnt sich keuchend seinen Weg durch die Nacht und den Schlamm des Amamus-Gebirges. Seit acht Tagen Regen, endlich eine Vollmondnacht, deren Pracht der Reisende genießt. Ein schwacher Feuerchein zuckt durch die weit auseinander stehenden Bäume. „Ich nehme die Fügung. Wie nah schien das Licht. Wie fern ist es! In einer halben Stunde sind wir am Feuer. Soldaten sind es. Vielleicht zwanzig, die zur ägyptischen Armee wollen. Sie sitzen um ein helles großes Feuer. Einer singt ein schwermütiges, türkisches Lied mit leiser näselnder Stimme. Ein paar rauchen Zigaretten. Einer liegt auf dem Rücken und spielt mit einem Grashalm. Ich trete in den Kreis. Sie wollen sich zur Begrüßung erheben, aber ich heiße sie sitzen bleiben und lange an, sie zu fragen. Da werden sie zutraulicher. Es sind alles einfache Menschen, können nicht lesen, nicht schreiben, selbst ihre Sprache ist lüdenhaft, wortarm und mager. Sie wissen nicht recht, was gegen Mesopotamien beabsichtigt ist. Nicht alle selbst, gegen wen sie fechten. Ich erzähle ihnen von deutschen Siegen gegen die Russen. Da leuchten ihre Augen und fängt, sechs rufen gleichzeitig: „Hindenburg!“ Und sie beschreiben ihn mir. „Der große Paicha! Der große deutsche Mann! Der Schrecken der Koslowiter! Gott schenke ihm Leben! Möge seine Seele zufrieden bleiben!“ Mitten im wilden Amamus, jenseit von jeder menschlichen Wohnstätte, sangen dir, Marschall Hindenburg, diese armen Knechte und Hirten ein stammesndes Loblied, das mehr als manches wohlgeformte Poem dein Soldatenherz erfreuen muß. Die Schwingen deines Ruhmes überfliegen die Wüsten.

### Die Kamele wünschen das nicht.

Dann schilbert Endres eine Etappe. Ein Bahnhofs, wo Güter auf Ordnung, Ordnung zu schaffen wird ein Deutscher an die Spitze der Etappe gestellt. Ein echter Dithmarscher; Endres nennt ihn: Jörn Uhl. Der greift mit starker Hand ein, trennte das Feste vom Feuchten, schaffte Verpflegung, einen Blumengarten legte er sogar an, und die türkischen Unterbeamten waren gelehrt und von Tag zu Tag ward die Etappe besser und besser. Nur einmal — geht das Gerücht — soll Jörn Uhl im Kampfe mit Kamelen sich befunden haben und unterlegen sein. Er wollte besonders gefornnte Lasten, die klappernde Gegenstände enthielten, mit Kamelen weiter befördern. Aber das Kamel heißt nicht umsonst Kamel. Es ist wirklich dumm! Lasten, die Geräusche verursachen, liebt es nicht. Unser Jörn Uhl steht dozierend vor einem Kamel. Er spricht stehend Türkisch und nur, wenn er mal flucht, kommt was Plattdeutsches aus dem Gehege seiner Zähne. Die Umgebung lacht seinen Worten. Das Kamel kniet gottgegeben und boshaft hinterhältig da, um seine Last zu empfangen. Man naht mit den klappernden Kästen. Da brummt das Kamel. Erneute Beratung! Denn wenn das Kamel brummt, ist es böse, und wenn es böse ist, wird es gefährlich. Aber Jörn Uhl läßt nicht aus. Mit Energie wird die Last verstaubt. Das Kamel erhebt sich brüllend. Der Inhalt seiner Bürde klappert, wie ein Saal voll Hiesgeschier. Doppelplo... das Kamel erschrickt! Es erhebt sein unsagbar dochmütiges, dummes Gesicht in den Himmel... es beginnt zu laufen. Neues Geklapper! Heiliger des Himmels... es galoppiert! Der Wärter steigt auf die Seite... es rast! Eine Felsherde scheut vor dem klappernden rasenden Ungetüm. Andere Kamele zeigen ihren Unmut durch Brüllen an. Wenn sie auch zu rasen anfangen! Weltuntergang! Die Leinen der Last reißen, der Inhalt stürzt, fliegt, rollert, tost umher. Alles schreit, läuft, hält die Tiere. Ein Türke geht auf Jörn Uhl zu und sagt ihm ernst und mit trauriger Miene: „Die Kamele wünschen das nicht!“ „Na denn nicht,“ sagte Jörn Uhl und wandte sich der sinkenden Sonne zu.

### Vom anatolischen Soldaten.

Von der Bedürfnislosigkeit des anatolischen Soldaten macht man sich kaum eine rechte Vorstellung. Er nennt nichts sein eigen, ist zufrieden und glücklich, wenn er Brot und Suppe, Wasser und ein Belt hat. Und wenn er weiß, daß man ein Herz für ihn hat, ihm die paar Anforderungen, die er an das Leben stellt, durch eigene Arbeit und Fürsorge erfüllt, dann geht er für den, den er auf diese Weise lieb gewonnen hat, durchs Feuer. Ein sinnendes Wesen liegt in der Natur des Orientalen. Sein Fatalismus stumpft ihn gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens ab, viel zu sehr sogar, denn er erzeugt Gleichgültigkeit und damit Untätigkeit. Nichts ist ihm lieber als träumende Ruhe, die er oft mit beobachtlicher Naturbetrachtung verbindet. Abends, wenn das Babishamis

tschock hascha, das dreimalige Hurra auf den Sultan beim Appell verklungen ist, oder am Feiertage verlassen Gruppen und Einzelne das Lager und wandeln auf einen Punkt mit weiter Fernsicht. Dort lassen sie sich nieder und schauen handlang in die Weite. Eine Zigarette, eine Orange oder ein Stück der beliebtesten Wassermelone erhöhen den Genuß. Wenn die Stimmung sehr fröhlich ist, bilden sie einen Kreis, singen ihre eintönigen Lieder und klatschen mit den Händen, während zwei von ihnen inmitten des Kreises sich im Tanze drehen. Sehr viele aber lieben die Einsamkeit, sind schweigsam und fast nie fröhlich. Der Alkohol, der in der Mittelsklasse und namentlich von den Gebildeten oft übermäßig getrunken wird, ist dem einfachen Mann völlig unbekannt. Der Kreis des Lebens dieser Menschen ist so klein, so ohne alle Krabesken und Komplikationen. Und doch habe ich auch bei ihnen keinen Wundstich gefunden. Es wäre ein großer Fehler, wollte man den Orientalen im Durchschnitt glücklicher als uns meinen.

**Vermischtes.**

\* **Kriegsodyssee zweier amerikanischer Seeleute.** Ueber die Irrfahrt, die zwei Amerikaner infolge mannigfaltiger kriegerischer und diplomatischer Verwicklungen zu bestehen hatten, wird in der „Daily Mail“ berichtet: Die Helden dieser modernen Odyssee sind der Radiotelegraphist Math und der Steward Bielmeyer, beide zur Besatzung des norwegischen Dampfers „Seattle“ gehörig. Die Beiden kamen Anfang März in einem nordamerikanischen Hafen an Bord und fuhren nach Südamerika. Am 14. März wurde die „Seattle“ von dem englischen Kreuzer „Britol“ ausgebracht und nach den Falklandinseln geführt. Während der nachfolgenden vier Monate blieben die Angehörigen der beiden Amerikaner ohne jede Nachricht. Endlich gelangte ein Schreiben des amerikanischen Vizekonsuls in Montevideo nach dem Staatsdepartement in Washington mit der Mitteilung, daß die beiden Seeleute sich auf den Falklandinseln befänden und ihre Entlassung verlangten. Die Angelegenheit wurde am 29. Juli nach London gemeldet, und nach erfolgter Untersuchung teilte das Auswärtige Amt der amerikanischen Regierung mit, daß die fraglichen Amerikaner die Falklandinseln am 19. Juli an Bord des Schiffes „Bangor“ verlassen hätten. Natürlich nahm man in Amerika an, die beiden hätten ihrem Wunsche gemäß die Reise in die Heimat angetreten. Am 24. August aber wurde die amerikanische Botschaft in London von dem Konsul in Plymouth davon benachrichtigt, daß ein Teil der Besatzung des Dampfers „Seattle“ in Plymouth gelandet worden sei. Auf eine Anfrage erwiderte das englische Auswärtige Amt, daß die „Seattle“ bis zum 14. August in den Gewässern der Falklandinseln geblieben sei, um erst dann nach England vor ein Preisengericht zu kommen. Doch die Angelegenheit wurde noch verwickelter. Der amerikanische Konsul in Dakar, Senegal, meldete vom 11. Juli, daß der belgische Dampfer „Albertville“ den Hafen besucht habe, und daß die beiden geluchten Amerikaner an Bord gewesen seien. Nun endlich wurden die beiden Amerikaner in England festgestellt und freigelassen. Es stellte sich heraus, daß die „Seattle“ bis zum 14. Juli vor den Falklandinseln geblieben, und daß am genannten Tage eine Trillenbesatzung an Bord gekommen war. Diese führte das Schiff, das in „Bangor“ umgetauft worden war, nach Freetown, in Sierra Leone, wo die eigentliche Besatzung, unter der sich auch die beiden Amerikaner befanden, an Bord des Dampfers „Albertville“ gebracht wurde. Die „Albertville“ endlich fuhr über Dakar nach Plymouth. Die Irrfahrt hatte insgesamt sieben Monate gedauert.

Der anspruchsvolle Tommy. Die englischen Militärbehörden haben die Kontrakte mit den neu eintretenden Mannschaften möglichst verlockend gestalten müssen, um auch nur annähernd die gewünschten Mengen von Vaterlandsvorkämpfern einstellen zu können. Ganz besonders sind die Bedingungen der Verpflegung durch Marmelade und andere Vorkamittel „verfälscht“ worden. Mit welcher Hartnäckigkeit der englische Tommy in Felde auf allen Punkten seines Vertrages besteht und welche Schwierigkeiten der Vorgesetzten dadurch erwachsen, vermag man aus einer Schilderung des bekannten französischen Schriftstellers Maurice Barrès, der kürzlich die englische Front bereiste, zu ersehen: „Es ist eine Tatsache, daß der englische Soldat nur marschiert, wenn er gut verpflegt wird. Das heißt, wenn man die Sitten, Gewohnheiten und Eigenheiten der Leute in hinreichendem Maße berücksichtigt. Die Offiziere müssen diesen Bedingungen entsprechen, auch wenn es ihnen oft unbequem und hinderlich erscheint. Ich war zugegen, als ein General bei einer Inspektion mit einem Verpflegungsoffizier ins Gespräch kam. „Was sagen die Leute?“ fragte der Vorkämpfer. „Sie wollen weniger Fleisch und mehr Gemüse.“ „Gut, was noch?“ „Sie beklagen sich darüber, daß sie täglich dieselbe Marmelade erhalten.“ Und der General antwortete: „Man soll darauf achten, daß die Marmelade öfter gewechselt wird.“ Die Franzosen, die diesem Gespräch beiwohnten, konnten nur mit Mühe ihr ein wenig verdärgertes Stammen verbergen. „Wie“, sagten sie, „jeder englische Soldat erhält täglich Marmelade, und sie beklagen sich darüber, daß es oft hintereinander Erdbeermarmelade ist? Und Sie ordnen an, daß man mit Pflaumen und Kirschen abwechseln soll?“ Darauf erwiderte der Engländer: „Wir müssen den Bedingungen ent-

sprechen, unter denen die Leute angeworben wurden. Sonst würden wir großen Schaden haben.“ Eine andere Geschichte: In einem großen Depot weigerten sich sechs Engländer, sich der Typhusimpfung zu unterziehen. Da ließ der Kommandant des Depots sie in einem besonderen Räume festhalten, um eine Befehlsgebung der anderen Soldaten zu verhindern. Aber bald kamen Beschwerdebriefe, in denen betont wurde, daß der Impfwang in den Dienstverträgen nicht erwähnt ist. Und die Maßregel des Kommandanten mußte wieder aufgehoben werden. Die englischen Befehlshaber müssen sich — oft zu ihrem Verdruss — ganz genau an die Werbeverträge halten. Andernfalls würde die Quelle der Rekrutierung sofort versiegen.“

\* **Der patriotische Dieb.** Sogar die Diebe sind in Frankreich patriotisch. Als Beweis dafür wird in der „Stampa“ folgendes Geschichtchen erzählt. Ein pensionierter Pariser Beamter, der in einem Vorort lebt, ist das Opfer eines festsamen Diebstahls geworden. Er erhielt von dem Einbrecher, der nicht entdeckt wurde, einen Brief, der nichts an Ironie zu wünschen übrig läßt: „Mein Herr, es ist ein empörter Patriot, der an Sie schreibt! In dieser Zeit, in der das Vaterland das Gold für seine Söhne, die sich in Gefahr befinden, braucht, haben Sie die Schamlosigkeit begangen, 100 Zwanzig-Francsstücke in Ihrem Hause zu verstecken. Was Sie nicht getan haben, habe ich jetzt getan. Nachdem ich die Goldstücke entwendet hatte, bin ich zur Banque de France gegangen und habe die 2000 Francs Gold abgegeben. Als ehrlicher Mann habe ich die Quittung, die ich Ihnen der Ordnung wegen einseide, auf Ihren Namen ausstellen lassen. Wohl hat mir der Bankier mit einem entsprechenden Aufgeld das Gold in Scheine umgewechselt, aber die behalte ich zum Andenken an Sie und zur Entschädigung für den patriotischen Kerger, den Sie mir verursacht haben.“

\* **Das Hottentott als Chamäleon.** Merkwürdige Erfahrungen mußte ein Einwohner in Greifswald, so schreibt uns ein Mitarbeiter, mit einem vor kurzem gekauften Arbeitspferd machen. Als ein in den besten Jahren stehender prächtiger Brauner war das Tier in die Dienste seines neuen Herrn getreten und tat auch getreulich seine Pflicht, wemgleich es dem Besitzer bald auffiel, daß der Gaul für sein Alter bei der Arbeit reichlich schnell ermüdete. Man war jedoch geneigt, diesen Umstand auf ungenügende Fütterung durch den früheren Besitzer zurückzuführen und ließ deshalb dem braunen Hans besonders gute Pflege angedeihen. Die wahre Ursache des Kraftverlustes aber kam erst zutage, als Hans einige Wochen hindurch bei der Arbeit in Gottes freier Natur dem ergiebig strömenden himmlischen Naß ausgelehrt gewesen war. Da verlorbte sich nämlich die Mähre allmählich, und eines schönen Tages trug der „mitteljährige“ Hans zu aller Ueberbahrung an Kopf und Hals unverhältnißvolle graue Haare, das sichere Kennzeichen alterthümlichen Greisenalters, offen zur Schau. Woraus folgt, daß nicht nur die Sonne, sondern unter Umständen auch der Regen sich daraus versteinert, Lug und Trug an den Tag zu bringen.

**Büchertisch.**

— **Biking-Bücher**, Bd. 9: Paul Grabein, **Das stille Leuchten.** (Verlag der Biking-Bücher, Leipzig.) In Leinen 1 Mk. — Eine in kraftvollen Zügen geschriebene Liebesgeschichte, die uns zunächst in die Versteigergaden der Gegend führt und uns als Helden einen Mann schildert, dessen Lebensglück drauf und dran war, an einer unglücklichen Ehe zugrunde zu gehen, der dann in Gefahr kommt, sich wiederum durch eine Augenblicksbegeisterung zu lassen, schließlich aber an dem stillen Leuchten der Liebe eines edlen, treuen Frauencharakters gesundet und erneut dem Lebensglück zugeführt wird. Die Handlung wird namentlich im zweiten Teile, wo der Leser in die Reichshauptstadt veretzt wird, auch von Seite zu Seite fesslender.

**Logogriff.**

Mit F hast du uns oft gelehrt,  
Wenn die Natur will schlafen gehn?  
Du findest, trägt sie solche Zier,  
Der Reinheit Ebenbild in ihr.  
Du hast uns G an's Haupt gelehrt:  
Weit hin tönt uns're Stimme jetzt.  
Wir reden laut, doch mancher Tor  
Lehrt untreu Ruf zu spät sein Ohr.  
Nimm uns das Haupt, dies Wörtlein spricht,  
Was unser Amt und uns're Pflicht.  
Doch wird dies Wörtlein groß geschrieben,  
Wirft du's an jungen Mädchen kleben.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

- |                           |                  |
|---------------------------|------------------|
| 1) L d 2 — g 5            | 1) h 6 nimmt g 5 |
| 2) S d 4 — f 5            | 2) g 5 — g 4.    |
| 3) f 3 oder h 3 nimmt g 4 | Schach und Matt. |